

## REDEN DER UNTERWEISUNG

### *22 Wie man Gott nachfolgen soll und von guter Weise*

Referat Gunther Fenge am 30. Juni 2014

Der Text des „Lebmeisters“ vermittelt Grundweisheiten des Lebens und er fordert uns heraus, unser traditionelles Gottesbild zu überdenken. Der Kernsatz der Epistel lautet: „Was immer ihm Gott dann zufügt, das nehme er unmittelbar von Gott und halte es für sein Allerbestes und sei darin ganz und völlig zufrieden“. Hintergrund dieser Forderung von Meister Eckhart ist die Vorstellung von der „Gottesgeburt“ in uns: sind wir im Sinne Eckharts eines Wesens mit dem Vater, dann kann auch alles Geschehen nur unter der innigen Beziehung zu Gott begriffen werden. „Außerhalb Gottes gibt es nichts“ lautet einer der Kernthesen des Denkens des Meisters. Dieser Gott ist das Sein und das bedeutet: Weisheit und Gerechtigkeit. Sein Handeln ist Gerechtigkeit. Wie will der Mensch bezweifeln, dass Gottes Handeln für ihn durch Weisheit und Gerechtigkeit bestimmt ist, wenn er seit aller Ewigkeit durch seine Gottesgeburt eines Wesens mit dem Vater ist; wie will er bezweifeln, dass alles Geschehen zu seinem Besten ist ?

Das Zweite, was wir der Textinterpretation voranstellen müssen ist das Gottesbild von Meister Eckhart: Wenn Gott das Sein ist, er der Eine genannt werden muss, wenn er ohne Zahl ist und seinen Sitz im Einen hat („sedes ipsius in uno est“), dann leben wir in der Gnade seines Wesens. Dann verteilt er nicht – wie die Götter Griechenlands – Wohltaten, sondern seine Gnade ist unsere Gnade, in der wir geborgen sind im Seelengrund. Wie kann bei dieser innigen Beziehung behauptet werden, dass nicht alles zu unserem Besten geschieht? Der Mensch muss nicht bitten und betteln, sondern seine Gutheit leben, um in der göttlichen Gutheit geborgen zu sein. Die Forderung richtet sich an unseren Lebensstil und nicht an Opferkult, Beten und Flehen. Ein kleiner Blick in unsere Gesangbuchweisheit: dort singt Paul Gerhardt: „Was Gott tut, das ist wohlgetan, es bleibt gerecht sein Wille“ (Evangelisches Gesangbuch Nr. 372,1). Diesem Gedanken will ich nun in der Einzeltextanalyse folgen.

„Was immer ihm Gott dann zufügt, das nehme er unmittelbar von Gott und halte es für sein Allerbestes und sei darin ganz und völlig zufrieden.“ Ich habe kurz dargestellt, warum dieses Denken eine zwangsläufige Vorstellung von dem Gottesbild ist, das Meister Eckhart in seinen Predigten immer wieder vermittelt. Die ganze unbezweifelte Theologie sieht Gott und den Menschen in ganz unterschiedlichen Sphären, Gott, der uns in seinen Wesenheiten gegenübertritt, für die man Bilder oder Begriffe gebraucht (z. B. trinitarische Vorstellungen), ist – nach Karl Barth – „der ganz Andere“. Er ist das Numinose oder das Tremendum. Von daher kann man vieles ableiten: Himmel und Hölle, Kirche als Vermittlerin oder Verwalterin des Gnadenschatzes. Man kann – wie es das Papsttum über die Jahrhunderte tat – segnen und fluchen, mit der Bannbulle den Menschen richten und vernichten. Der Gegensatz zwischen Gott und dem Menschen ist fundamental. Ohne das göttliche Erlösungswerk durch den „Erlösungstod Christi“ wären wir ganz und gar verloren.

Völlig anders ist das Denken von Meister Eckhart: im Gottesgrund und im Seelengrund begegnen sich Gott und Mensch. Die Gnade Gottes ist es, woran der Mensch Anteil hat. Das gilt für die Gerechtigkeit und die Weisheit. Diese Verbindung kann man sehr wohl als unio

mystica bezeichnen. Damit begegnet uns bei Eckhart mystisches Sein. Das macht die Devotionalienhändler überflüssig, die Kultstätten, Wallfahrtsorte und Selbstkasteiungen. So anrührend ein Marterl ist, das man auf der Bergwanderung betrachtet; so sehr es uns mit Genugtuung erfüllt, wenn im antiken Köln sich der Gerettete bei Zeus bedankt mit „Zeus hat geholfen“, weil man die gleiche Haltung erkennt, wie beim Satz „Maria hat geholfen“; so sehr man geneigt ist, selbst die Heiligen anzurufen: das Gottesbild des Meister Eckhart ist es nicht. Denn der Beter stellt Anforderungen an eine Macht, der er zutraut, dass die Dinge sich durch sein Gebet verändern können. Es ist ein Geschäftsmodell, das Gott oder die Heiligen als Geschäftspartner sieht. „Do ut des“, sagte man in Rom. Mit Eckhart sehen wir das anders. Wir sehen auch Äußerungen von Jesus von Nazareth anders, so z.B. die sicher authentische Protestdemonstration gegen den Tempel in Jerusalem (vgl. die Ablehnung der Essener und anderer Gruppen im damaligen Judäa). Wir müssen uns ändern, sagt Eckhart. Schon Hölderlin hat erkannt, dass der Einfluss Gottes sich durch unser Bewusstsein ändert. „Nah ist – und schwer zu fassen – der Gott. Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“

Für die Haltung des Mystikers, der sich auf das Gottesverhältnis einlässt, ihn in sich aufnimmt, gibt es noch andere Zeugnisse aus der Geschichte. Eine jüdische Weisheit sagt: „Gott wohnt, wo man ihn einlässt.“ Augustinus, der für Meister Eckhart ein großer Lehrmeister war, sagt: „Die Sehnsucht Gottes ist der Mensch.“ Und der moderne evangelische Theologe Gerhard Ebeling meint: „Nicht, wo der Himmel ist, ist Gott, sondern wo Gott ist, da ist unser Himmel.“

Diese Öffnung auf Gott hin, ist das große Thema des 22. Traktats. „Obzwar ihm (dem Menschen) auch späterhin eine andere Weise besser gefällt, so soll er doch denken: diese Weise hat Gott dir zugewiesen und so sei sie ihm die allerbeste.“ Die Weisheit des Satzes besteht darin, dass man sich in einer schwierigen Situation nicht verzweifelt gegen das Schicksal stellt, sondern seine Kraft gewinnt aus der Akzeptanz der Lage. „Nimm es willig an“, könnte Meister Eckhart formuliert haben. An diesen Satz musste ich denken. Ihn kenne ich aus einer Schilderung in dem großen Lebens–Lehrbuch von Dale Carnegie aus den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts. Dale Carnegie schildert Schicksale und die erfolgreichen Methoden ihrer Bewältigung. „Nimm es willig an“, ist mir so zum Leitspruch geworden. Nur durch die Akzeptanz der verzweifelt Lage wird eine Sammlung der psychischen Kräfte erreicht. In solchen Situationen hilft nicht die Anforderung an Gott, das nun schnell und entscheidend zu ändern. Wenn ich mich mit Gott auch jetzt verbunden weiß, weiß ich auch, dass es für jedes Schicksal eine Lösung gibt. Sie heißt nicht immer Heilung oder Beendigung der Not. Aber die Art und Weise, wie ich es trage, macht es vielleicht einzig möglich, es überhaupt zu ertragen. Ich bleibe in Gott, und Gott bleibt in mir. Weise und Heilige haben dies gelebt, den anderen vorgelebt und uns zur Nachahmung empfohlen. Wie schön, wenn sich solche Lebensweisheit bei Eckhart findet.

Eine weitere Lebensweisheit liest man im Folgenden: „Denn der Mensch muss jeweils nur eines tun, er kann nicht alles tun. Er muss je Eines sein, und in diesem Einen muss man alle Dinge ergreifen.“ Was hier steht, gehört zum Vokabular des modernen Managements. Dort heißt es: „Tue das, was du jetzt tun musst, ganz.“ Mit diesem Denken wurde Multitasking und andere Wunschvorstellungen an die Verdreifachung der Kräfte ad acta gelegt. Möglicherweise sind nicht nur Beobachtungen der Coach–Manager maßgebend gewesen, sondern der

Einfluss des Zen–Buddhismus. Dort gilt: „Wenn ich sitze, dann sitze ich; wenn ich esse, dann esse ich.“ Den japanischen Schülern des Zen macht dieses Denken von Eckhart ihn so vertraut mit ihren eigenen Lehrern und Lehren. Es ist offensichtlich ein zeit– und kulturübergreifendes Denken. Es macht die Denker des christlichen Abendlandes universell; es macht die Anhänger von Meister Eckhart und zugleich Anhänger des Zen sehr glücklich. Denn es geht um Wege, die ein Ziel in sich enthalten und nicht um die Aufspaltung in christliches und buddhistisches Zen. So jedenfalls der große evangelische Theologe Michael von Brück und der Jesuit Hugo Makibi Enomiya–Lassalle. Warum ist dieses Denken von Eckhart so wichtig? Es ist ein Ausweg aus dem Burnout und anderen Zeitnöten, worin der Mensch seine Zerfaserung leidend erlebt.

Noch ein weiterer Satz soll zitiert werden: „Der Mensch ergreife eine gute Weise und bleibe immer dabei und bringe in sie alle guten Weisen ein.“ Es ist der Aufruf zur Stetigkeit. Das ist in unserer Zeit ein existentieller Aufruf. Er ist gerichtet gegen die Forderung der Werbewirtschaft, alle und alles zugleich zu genießen. Die Stetigkeit hat besonders der Heilige Benedikt betont. In seiner Ordensregel lautet sie: „Stabilitas loci“ (Beständigkeit des Ortes). Sie war dem Meister Eckhart wohlbekannt, denn die Regeln der Dominikaner bauten auf dem großen Vorbild der Benediktiner auf. Nicht umsonst war die Sesshaftigkeit die zweite große Kulturstufe der Menschheit nach Tausenden von Jahren des Sammelns und Jagens. „Beginne nicht heute eines und morgen ein anderes“, folgt dann im Text. Welch gutes Motto für einen neuen Lebensansatz!

(Stichwort: *Stetigkeit*)